

beitslosenquote von rund fünf Prozent, eine niedrige Inflation, eine bemerkenswerte stabile Währung. Auch wenn die Schulden zunehmen, kaum eine G-8-Nation steht gegenwärtig so gut da wie Großbritannien.

Eben wegen dieser ökonomischen Erfolgsbilanz nimmt Brown Europa vorwiegend als verkrusteten Sanierungsfall wahr, und obwohl man ihn bei seinem jüngsten Besuch in Berlin für seine Verhältnisse recht häufig lächeln und die Reformanstrengungen des Wirtschaftsstandorts Deutschland loben sah, steckt immer noch eine kontinentale Grundskepsis in ihm. Als sich Blair vor drei Jahren dem Euro nähern wollte, war es Brown, der mit einer 1738-seitigen Studie dagegenhielt.

Im Laufe der Zeit ist das Verhältnis der Blutsbrüder porös geworden. Im Grunde, so sagen einige Labour-Abgeordnete, hat Brown Blair das „Granita“-Abkommen nie verziehen. Bis heute sehe er es als einen Diebstahl an, der ihn auf den letzten Metern um den Job brachte, für den er sich 30 Jahre lang durch das Kleingedruckte gefressen hatte. Spätestens seit dem Frühjahr 2004, als der vom Irak-Krieg geschwächte Premier eine baldige Übergabe signalisierte und davon sechs Monate später nichts mehr wissen wollte, gelten zwischen den beiden jene Worte, die Brown angeblich Blair entgegenbrüllte: „Was immer du mir in Zukunft sagen wirst, ich werde dir kein Wort davon glauben.“

Insider wissen zu berichten, dass Browns Mistrauen inzwischen offene Züge von Missachtung zeige, beispielsweise, wenn er die neuen Zahlen für sein jährliches Budget allzu lange in seinem eichengetäfelten Arbeitszimmer geheim halte, wenn sein Vorgesetzter um die Daten bitte.

Trotzdem will Brown weiterhin aufsteigen, und deshalb wird er nicht müde, seinen inzwischen besten Feind als den „erfolgreichsten Labour-Chef“ zu loben, den „die Partei je hatte“.

Auch bei seinen öffentlichen Auftritten gibt sich Brown mittlerweile Mühe, nicht mehr nur wie der mürrische Rottweiler zu erscheinen, der die Ökonomie der Briten bewacht. Dank seiner Ehe mit der PR-Beraterin Sarah Macaulay, die er ein halbes Jahr vor seinem 50. Geburtstag heiratete, trägt er jetzt lila Krawatten und nicht mehr strikt blutrote, küsst vor den Kameras beharrlich das Haupt seines kleinen Sohnes und bekannte neulich, er habe auf seinem iPod den Sommerhit der nordenglischen Neo-Punkband „The Arctic Monkeys“ geladen: „I bet you look good on the dancefloor“ – „Ich wette, du siehst gut aus auf der Tanzfläche“.

Solange er sich nicht der Gefahr aussetzt, eine Tanzfläche auch zu betreten, kann er darauf hoffen, dass er am Ende noch Premier wird. Wann? Wenn Blair es so will, daran kann der Blutsbruder nichts ändern.



Demonstration für Abu-Jamal in Paris (2000): „Ungeheuerliche Beleidigung“

FRANKREICH

Fernes Echo

Eine Straße in Paris sorgt für Aufregung drüben in Washington: Sie ist nach einem schwarzen Todeskandidaten benannt.

Der Anlass für die neuen transatlantischen Spannungen liegt in einer einspurigen, frisch geteerten Durchfahrt zwischen unbezogenen Sozialwohnungen und einer Lagerhalle, die zum Abriss vorgesehen ist. Bröckelnde Fassaden, Baukräne und wild wuchernde Vegetation – ein ganz normales Sanierungsgebiet im Pariser Vorort Saint-Denis, einer Randgemeinde mit 95 000 Einwohnern. Immigranten aus Schwarzafrika und dem Maghreb geben den Ton an. Und dann sind da noch diese zwei Schilder an den Enden einer Einbahnstraße: „Rue Mumia Abu-Jamal“.

Bürgermeister Didier Paillard, 52, enthielt die blau-weiß glänzenden Emailtafeln in einer Zeremonie Ende April, seither hat die kleine Straße Berühmtheit erlangt. Das mediale Nachbeben ereignete sich allerdings nicht in Frankreich, sondern in 6000 Kilometer Entfernung, im amerikanischen Bundesstaat Pennsylvania.

Dort sorgte die Rue Mumia Abu-Jamal für helle Empörung, für politische Demarchen und schuf neuen Zündstoff im dauergespannten Verhältnis zwischen Paris und Washington. Auf den republikanischen Senator Rick Santorum, der für seine glasklaren Vorstellungen von Gut und Böse, Richtig und Falsch bekannt ist, wirkt die Rue Mumia Abu-Jamal wie eine Kriegserklärung. Als „ungeheuerliche Beleidigung“ rügt der Mann aus Pennsylvania die Tat von Bürgermeister Paillard. Er fordert jetzt das „Eingreifen der französischen Regierung“.

Abu-Jamal, 52, ist Amerikaner, schwarz und gibt als Beruf Journalist an. Eigentlich heißt er Wesley Cook, war schon mit 14

Jahren in Philadelphia Hilfspressesprecher der Black Panthers, eines radikalen Arms der schwarzen Bürgerrechtsbewegung. Im Dezember 1981 soll er den weißen Polizisten Daniel Faulkner umgebracht haben. Eine Zeugin erkannte in ihm den Täter. Cook wurde zum Tode verurteilt.

Ein Fall aus dem Dschungel der amerikanischen Rechtsprechung: 18 Jahre nach dem Mord gestand ein anderer Mann die Tat. Im Dezember 2001 hob ein Gericht das Urteil gegen Cook, der früher schon zum Islam übergetreten war und sich seither Abu-Jamal nannte, endlich auf. Eine Wiederaufnahme des Verfahrens lehnte der zuständige Bundesrichter ab. Die Staatsanwaltschaft beantragte erneut die Vollstreckung des Urteils. Deshalb droht Abu-Jamal noch immer die Hinrichtung.

Schwarz, Todesstrafe, Fehlurteil, Amerika: Kein Wunder, dass die Anteilnahme groß ist. Mitglieder der US-Bürgerrechtsbewegung, Globalisierungsgegner und Altlinke verehren ihn als „Stimme der Stimmlosen“ und sehen in seinem Fall den Exzess eines rassistischen Justizsystems.

Zur transatlantischen Affäre geriet der Fall erstmals, als der sozialistische Bürgermeister von Paris, Bertrand Delanoë, Mumia Abu-Jamal feierlich zum Ehrenbürger erkor. Mit dieser Auszeichnung waren vorher nur Pablo Picasso und Marie Curie geehrt worden. „Paris und der Polizistenmörder, das passt“, höhnte das Massenblatt „New York Post“ und empfahl Amerikanern, sich mit dem Kauf von „Bordeaux und französischem Käse“ zurückzuhalten.

In Saint-Denis nimmt man den neuerlichen Ausbruch an Frankophobie gelassen hin. Als antiamerikanische Provokation sei die Straßenbenennung nicht gedacht gewesen, versichert der kommunistische Bürgermeister Paillard. Aber ein Zurückweichen wegen Washington komme nicht in Frage, sagt er mit fester Stimme.

Madame Gutierrez wohnt in der Rue Mumia Abu-Jamal. Sie regt sich nicht auf, sie ist pragmatisch, sie sagt: „Immerhin wissen die Amerikaner jetzt, wo unsere Gemeinde liegt.“

STEFAN SIMONS